

natürlich auch in der Zeit des Nationalsozialismus willkommen und sollte im Unterricht vermittelt werden. R. beruft sich dabei zu Recht auf die erhellenden Ausführungen von Stefan Kipf (Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland, Bamberg 2006, 393-440). Interessanterweise plädiert R. nicht auf den Verzicht jeglicher Lektüre der Schriften Caesars, weil dies offenbar nicht realisierbar sei (91), sondern tritt für eine kritische Lektüre ein. Er begründet seine Meinung folgendermaßen: „... ein Verzicht auf die Beschäftigung mit Cäsars Kommentarien wäre gleichbedeutend mit dem Verzicht, Schülern zu vermitteln, mit welchen Mitteln sich diese Erkenntnis dem kritischen Leser erschließt“ (92). Und weiter: „Daher sollen Auszüge aus Cäsars BG weiterhin auf dem lateinischen Lektüreplan stehen. Allerdings muss eine unkommentierte Behandlung des BG, die sich im Wesentlichen auf die Übersetzung des lateinischen Textes beschränkt, ohne die Aussagen des Textes kritisch zu hinterfragen, unbedingt vermieden werden“ (92).

Der Rezensent stimmt in vielen Ausführungen R. zu, aber nicht in der Konsequenz für die Lektüre in der Schule. Wenn Caesar wirklich ein Kriegsverbrecher war, wie R. es dargestellt hat, ist die Behandlung des BG im Unterricht nicht zu verantworten.

DIETMAR SCHMITZ

S. Döpp, *Das Rätsel um Bismarcks geliebtes Lesebuch und A. G. Meißner, Deutsches Schauspiel zu Venedig*. Berlin 2016. EUR 15,99 (ISBN 978-3-7418-7321-8).

Lehrkräfte wissen genau, dass Schulbücher junge Menschen, die damit arbeiten, durchaus nachhaltig prägen können. Wenn man das Fach Latein in den Focus nimmt, muss man feststellen, dass die Schülerinnen und Schüler einen

großen Teil ihrer Schulzeit mit dem jeweiligen Lehrwerk arbeiten, Zeit für Originallektüre bleibt meist nur wenig. Der Göttinger Emeritus Siegmund Döpp versucht in seiner jüngsten Publikation der Frage nachzugehen, warum der Reichskanzler Otto von Bismarck fünfzig Jahre nach seiner Schulzeit einem Reichstagsabgeordneten gegenüber den Wunsch geäußert hat, er würde gern wieder einmal zu dem von ihm benutzten Lesebuch greifen und sich der damaligen Lektüre widmen (Einleitung, 4). S. Döpp (D.) berichtet von einem nachhaltigen Echo in Journalen und Bismarckbiographien bezüglich der Anziehungskraft dieses Lesebuchs auf den jungen Bismarck (ebenda). Im zweiten Kapitel seines Buches (5-11) geht D. der Frage nach, in welchen Publikationen von Bismarcks Wunsch die Rede war und wie sich die Suche nach dem in Frage stehenden Lesebuch (Eutonia) gestaltet hat. D. gelingt es, in Form eines Krimis dieser Frage systematisch nachzugehen und dabei zahlreiche interessante Details aufzudecken. So erfährt der Leser gewissermaßen nebenbei die schulischen Stationen des späteren Reichskanzlers (Plamansche Anstalt in Berlin, Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, Gymnasium zum Grauen Kloster). Die Rekonstruktion, in welchen Situationen Bismarck von dem besagten Lesebuch gesprochen hat, gestaltete sich in der Darstellung D.'s durchaus als schwierig. Insbesondere die Aufzeichnungen des bekannten Verlagsbuchhändlers Eduard Brockhaus, der enge Kontakte zu Bismarck pflegte, führten schließlich zu einem Ergebnis. Bismarck kannte nämlich nur den Titel, nicht aber den Autor des Werks. Auf Umwegen ließ sich herausfinden, dass der Pädagoge Johann Heinrich Philipp Seidenstücker (1766-1817), Lehrer und Schulleiter in Westfalen (Lippstadt und Soest) das Lesebuch verfasst hatte (7). In

Anmerkung 14 liefert D. Informationen über das griechische Etymon und dessen Bedeutung sowie den Bedeutungswandel im 19. Jahrhundert. 1807 war das Buch zum ersten Mal mit den Nebentitel „Ein Geschenk für junge Leute, welche schon fertig lesen können, und schön zu lesen wünschen“ erschienen. Die Zielsetzung bestand darin, „Gedanken“ zu lesen, man würde heute eher sagen „Texte“ zu lesen (8). Dem Verfasser des Lesebuchs ging es darum, dass die Benutzer sich im deklamatorischen Lesen übten, d. h. akzentuierendes Vortragen eines vorgegebenen Textes, so dass der Sinngehalt deutlich erkennbar wurde. D. erinnert daran, dass Seidenstücker mit seinem Programm im Wesentlichen auf die Vorstellungen des Auctor ad Herennium zurückgriff, vor allem auf die fünfte Aufgabe eines Redners, nämlich die *actio / pronuntiatio* (3, 11, 19-3, 14,25). In diesem Zusammenhang verweist D. auf einen instruktiven Aufsatz von W. Stroh (*Declamatio*, in: B.-J. und J.-P. Schröder (Hrsgg.), *Studium declamatorium*. Untersuchungen zu Schulübungen und Prunkreden von der Antike bis zur Neuzeit. München 2003, 5.34), in dem der Münchner Latinist die drei Vorzüge der Stimme (*magnitudo*/Stärke, *firmitudo*/Ausdauer, *mollitudo*/Modulationsfähigkeit) erläutert. Auffällig ist, dass Seidenstücker es für schädlich hielt, „dem Schüler drucktechnische Hilfen wie Akzente oder Sperrungen“ zu gewähren (10). D. vergisst natürlich nicht, auf die Autoren hinzuweisen, die Eingang in das Lesebuch gefunden haben, u. a. Goethe, Klopstock, Krummacher, Lessing, Schiller, Uhland und Voß. Schließlich vermochte Brockhaus 1875 Bismarck ein Exemplar des Lesebuchs Eutonia zu schicken. D. hat auch das Dankschreiben Bismarcks an Brockhaus ausfindig gemacht (11).

Im dritten Kapitel (12-21) steht ein Zeitungs-

artikel im Focus, der im Zusammenhang mit der Auffindung des Lesebuchs Eutonia steht. Dieses Buch habe dazu beigetragen, dass der junge Bismarck sein Nationalgefühl als Deutscher stärken konnte (12). D. war es zwar nicht vergönnt, den Artikel des Westfälischen Anzeigers. Wochenblatt für die Stadt und den Kreis Hamm einzusehen, es gelang ihm aber, den besagten Artikel in der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom 3.2.1876 als Zitat vollständig lesen zu können. Insbesondere ging es dabei um eine Erzählung (Erstveröffentlichung 1777), die auf Bismarck einen starken Eindruck gemacht habe; es stellte sich heraus, dass es sich bei der Erzählung um einen Text folgenden Titels gehandelt hat: Deutsches Schauspiel zu Venedig, mit dem Zusatz Anekdote. Verfasser war der damals erfolgreiche Schriftsteller August Gottlieb Meißner (1753-1807) (13). D. paraphrasiert im Folgenden den Inhalt der Erzählung. Warum er dies recht ausführlich tut, ergibt sich aus dem Faktum, dass in der Geschichte der Geist Ciceros eine Rolle spielt. Dabei wird der berühmte Redner aus Arpinum als Vater des Vaterlandes, als Besieger der Parther und als der Beredteste unter den Sterblichen (15), vor allem aber als bescheidener Mensch charakterisiert; hier handelt es sich ganz offensichtlich um eine Karikatur, denn Meißner kannte sicherlich das nur fragmentarisch überlieferte Epos Ciceros *De consulatu suo*, das schon in der Antike getadelt wurde. Die Pointe der Erzählung besteht darin, dass den Deutschen in klischeehafter Manier Tugenden wie Kraft, Fleiß und Erfindergeist, den Italienern hingegen Eitelkeit, Arroganz und Ruhmredigkeit zugesprochen wurden (17). Der Kern der Erzählung Meißners stammt offenkundig nicht von ihm selbst, sondern lehnt sich an die lateinische Komödie *Iulius redivivus* des Nicodemus Frischlin an (1547-1590) (18). D.

verweist auf Textausgaben und Übersetzungen sowie weitere Publikationen der Komödie, die auch im heutigen Lateinunterricht behandelt wird (vgl. die Ausgabe von J. Hamacher, *Iulius redivivus. Caesar et Cicero in comoedia*, Text mit Kommentar und Lehrerbeiheft, Münster 1997). In dieser Komödie treffen Cicero und Caesar auf den Heerführer Hermannus, der sie mit Helius Eobanus Hessus, einen bekannten Humanisten, zusammenbringt, durch den sie die Buchdruckerkunst kennenlernen. D. berichtet nun Details darüber, dass die Lektüre der Erzählung von Meißner ihre Wirkung auf Bismarck nicht verfehlt und seinen Nationalstolz gestärkt habe, eine freie Erfindung war. Gleichwohl hat diese angebliche Äußerung Bismarcks in der Folge zu zahlreichen Stellungnahmen geführt.

Im vierten Kapitel erörtert D. „spätere Stellungnahmen zu Bismarcks Äußerungen über die Eutonia (1876-1929)“ (22-30). Im fünften Kapitel untersucht D., „was Bismarck wohl an der Eutonia geschätzt hat“ (31-32). D. konnte keinen Beleg dafür finden, dass die häufig publizierte Behauptung richtig sei, die Lektüre der Eutonia und vor allem der Meißnerschen Erzählung habe die politische Ausrichtung Bismarcks beeinflusst (31). Nach Auffassung D.'s hat Bismarck an dem Lesebuch die Vielfalt der literarischen Genera sowie die große Anzahl von Gegenständen verschiedener Bereiche geschätzt (32). Im sechsten Kapitel analysiert D. die Frage, ob Bismarck sich bei der Konzeption seiner Reden im Parlament durch die pädagogischen Ziele der Eutonia hat inspirieren lassen (Bismarcks rednerisches Auftreten im Blick auf das pädagogische Ziel der Eutonia, 33-41). Dazu hat D. umsichtig die Angaben einiger Autoren untersucht, dabei auch einige durchaus kritische Stimmen. Allerdings ist bekannt, dass

Bismarck seine Reden sehr sorgfältig vorbereitete (L. Gall, *Bismarck. Die großen Reden*. Berlin 1981, 15), sogar auswendig vortrug (nur wenige Stichworte reichten ihm), er aber so gut wie nie aus dem Stegreif sprach. Es gab auch Hinweise, dass Bismarck von der Lektüre der Eutonia profitierte (34). D. hat auch die Publikationen jüngerer Forscher zur Beurteilung der Redekunst Bismarcks herangezogen (39f.). Dazu schreibt er: „Was die Forschung als Kennzeichen Bismarckscher Redeweise benannt hat: affektisches, den Hörer packendes Sprechen, markante Wechsel des Sprechtempo, Kunstpausen, zahlreiche Abstufungen in den Betonungen – all das sind Ausdrucksmittel, die zu Seidenstückers Programm des Deklamatorischen gehören“ (39). Schließlich thematisiert D. im siebten und letzten Kapitel „Das öffentliche Interesse an Bismarcks Äußerungen zur Eutonia“ (42-45). Fakt ist, dass die Öffentlichkeit ein großes Interesse daran hatte, dafür zu sorgen, dass Bismarck seine Jugendlektüre wieder in Händen halten konnte. Dies lässt sich nur mit einer weit verbreiteten Bewunderung Bismarcks erklären, die bereits in den 1860er Jahren eingesetzt hat (43). Am Schluss des Buches findet der Leser Literaturangaben, auf die sich D. gestützt hat (46-56). Wenn man nur den Titel des Buchs von Döpp liest, scheint es keine Bezüge zu den altsprachlichen Fächern zu geben. Die Lektüre bietet aber gleichwohl zahlreiche Informationen über das Cicero-Bild im 19. Jahrhundert, über den Wert der Rhetorik durch die Jahrhunderte, über die *declamatio* im Speziellen, über einige bekannte Humanisten wie Nicodemus Frischlin oder Helius Eobanus Hessus und über einen Kulturvergleich zwischen Deutschen und Römern. Es ist dem Autor sehr zu danken, dass er mit großer Akribie einschlägige Publikationen durchforstet hat und aus der Perspektive eines Gelehrten

immer den rechten Blick auf die Wirkung der klassischen Kultur hat. Das Büchlein ist jedem zu empfehlen, der sich mit den zuletzt genannten Aspekten befassen möchte.

DIETMAR SCHMITZ

Nicola Gardini: Latein lebt. Von der Schönheit einer nutzlosen Sprache. Aus dem Italienischen von Stefanie Römer, Reinbek: Rowohlt 2017. 304 S., EUR 19,95.

Nicola Gardini: Con Ovidio. La felicità di leggere un classico, Milano: Garzanti 2017. 176 S., EUR 15,-

„Diese stete Verknüpfung mit der italienischen Sprache und Literatur ... macht das Buch einerseits zu einem spannenden kulturgeschichtlichen Werk über die eigentliche Intention hinaus, aber wohl auch unübersetzbar.“ So hatte ich in meiner Besprechung von Nicola Gardinis italienischem Bestseller „Viva il Latino“ im FC 4/2016, 248-250, geschlossen. Nun bin ich ein knappes Jahr später eines Besseren belehrt: Der Rowohlt-Verlag, der sonst eher nicht für Publikationen aus dem Bereich der Alten Sprachen steht, hat die von Stefanie Römer besorgte Übersetzung als Hardcover-Ausgabe (allerdings ohne Register) publiziert. Aus dem imperativischen Original-Titel „Viva il Latino!“ ist – wohl auch, um zu große Nähe zu Wilfried Strohs „Latein ist tot, es lebe Latein!“ zu vermeiden – ist ein konstatierender Aussagesatz geworden, während die von Gardini emphatisch hervorgehobene Nutzlosigkeit im Untertitel erhalten bleibt.

Ich muss mich hier über den Inhalt des Buches nicht wiederholen. Der Übersetzung, um die es hier geht, gelingt es durchaus, Gardinis Plädoyer für das Lateinische aus dem Italienischen ins Deutsche zu holen. Sie muss da an ihre Grenzen stoßen, wo die sehr persönlichen Erfahrungen des Autors eine Rolle spielen,

etwa wenn Gardini seine Übersetzung der 1. Ekloge Vergils ausdrücklich als eigenen Versuch benennt („provo a tradurre“, 129), woraus im Deutschen ein objektivierendes „Doch lesen wir nun die Übersetzung“ (166) wird. Auch die etymologischen Kontinuitäten vom Lateinischen zum Italienischen (*desiderium* – *desiderio*; ital. Orig. 73) sprengen die Möglichkeiten zielsprachenorientierter Übersetzung (91).

In einigen Fällen korrigiert und ergänzt die Übersetzerin auch den Autor: Gian Biagio Conte (89) wird dem deutschsprachigen Publikum als „Altphilologe (warum nicht „Klassischer Philologe“?) und Professor für Lateinische Literatur“ näher gebracht (112), „la grande scrittrice rumena Herta Müller“ (217) wird stillschweigend (inhaltlich völlig zutreffend) zu „die große deutschsprachige Schriftstellerin aus Rumänien“ (282). Der Schlusssatz „ricominciamo dal latino“ (217) wird zu einer Art von Ringkomposition ergänzt „Wagen wir einen Neuanfang – Latein lebt“ (282)

Diese Beispiele sollen illustrieren, dass es sich für den, der es zutraut, weiterhin lohnt, das italienische Original zu lesen. Für alle anderen und besonders für alle, die mit der Vermittlung des Lateinischen und der lateinischen Kultur befasst sind – in welchem Kontext auch immer –, ist die deutsche Ausgabe hoch willkommen – möge sie großen Absatz finden! –, nur sollten die Leser und Nutzer nicht vergessen, dass die auch hierorts verbreitete schulische und universitäre Praxis der mikroskopischen Lektüre antiker Texte massiv in Frage gestellt wird. Die Aufforderung richtet sich also auch die Lehrenden: Lesen wir mit unseren Schülern und Studenten (und warum nicht auch: mit unseren Kollegen?) Latein, und zwar so, dass es wirklich um das Lesen von Texten in ihrer Gesamtheit und damit ihrer Schönheit geht.¹